

l'apertura della grande stagione conciliarista. Il particolare punto di vista permette di entrare nelle stanze di un papato così controverso come quello di Gregorio XII e di valutare quindi le scelte di un pontefice che, asceso alla cattedra petrina in mezzo a grandi attese, in breve tempo finì con il trovarsi contro sia chi lo aveva eletto, sia la sua stessa città natale. La ricerca costituisce inoltre una precisa analisi dei rapporti tra la città-stato mercantile unica nel suo genere (*die unvergleichliche Stadt*, come recita il titolo del primo paragrafo) e le istituzioni ecclesiastiche della cristianità. Una città capace di abbandonare un rappresentante della propria oligarchia, giunto ad una posizione tanto elevata, pur di non perdere la propria immagine di equidistanza nei conflitti politico-ecclesiastici. Il recente saggio di Giuseppe del Torre (*"Dalli preti è nata la servitù di quella repubblica". Ecclesiastici e segreti di stato nella Venezia del Quattrocento*. In: Venezia. Itinerari per la storia della città, a cura di Stefano Gasparri, Giovanni Levi e Pierandrea Moro, Bologna 1997, pp. 131–158) amplia anzi la prospettiva, valutando i rapporti tra oligarchia veneziana e gerarchie ecclesiastiche in un arco cronologico che si prolunga fino al XVI secolo. Proprio il caso di Gregorio XII aveva infatti mostrato in tutta evidenza quali rischi correavano gli equilibri su cui si reggeva il patriziato lagunare nel momento in cui alcuni dei suoi membri si trovavano a sovrapporre la fedeltà verso il papa alla fedeltà verso la Repubblica. Così nel 1411 il Consiglio dei Dieci stabilì che i "papalisti" – ossia coloro che erano direttamente o indirettamente coinvolti in questioni beneficiarie – non potessero partecipare

alle sedute del Senato nelle quali si doveva discutere dei rapporti tra la Serenissima e il Papato.

Nel secondo tomo dello studio del Girsengsohn si trova anche qualche accenno alle vicende trentino-tirolesi del periodo: vi sono infatti svariati riferimenti alla partecipazione di nobili veneziani alle trattative tra la Serenissima e il conte del Tirolo Federico IV negli anni 1407, 1411–12 e 1417. In un testo che non si occupa specificamente di tutta la "politica estera" veneziana la segnalazione di tale attività diplomatica è significativa, e attesta sia l'importanza dei rapporti tra la Serenissima – in piena espansione sulla Terraferma – e lo Stato tirolese, sia (*ex silentio!*) la posizione assolutamente marginale ricoperta in quegli anni dall'episcopato e dalla città di Trento (quest'ultima avrebbe ambito a ben altra considerazione, e proprio da parte di Venezia).

Emanuele Curzel

---

Steven Beller, Franz Joseph. Eine Biographie. Aus dem Englischen übersetzt von Ulrike Döcker.

Wien: Döcker Verlag, 1997; 226 Seiten, 6 Karten.

Steven Bellers erkenntnisleitendes Interesse in der hier anzuzeigenden, in englischer Originalausgabe 1996 in der Reihe „Profiles of Power“ erschienenen Herrscherbiographie konzentriert sich in der Frage: Welche Handlungsspielräume hatte Franz Joseph bei der Gestaltung der Politik der Habsburgermonarchie? Inwieweit konnte er aus eigener Machtvollkom-

menheit entscheiden? Beller geht es in erster Linie darum zu zeigen, daß Franz Joseph nicht der gütige und tolerante Monarch war, der ohnmächtig dem Verfall seines Reiches zusehen mußte, wie es ein heute gängiges Kaiserbild vermittelt, sondern daß er erhebliche politische Gestaltungsräume hatte. Der Verfasser sieht Franz Joseph als „machtpolitisch bewußte, dynastisch denkende Führungsfigur“, die die Sicherung von Macht und dynastischen Zielen „nationaler Eintracht, innenpolitischer Übereinkunft und sozialer Gerechtigkeit“ vorzog. Die aus dieser Spannung resultierenden Konflikte und Franz Josephs Umgang mit der Macht sollten, so die erklärte Absicht Bellers, im Mittelpunkt der Biographie stehen.

Nach einem Abriss zur Forschungslage und zur einschlägigen Historiographie im 20. Jahrhundert geht Beller allgemein auf das wiedererwachte Interesse an der Biographie, an der Rolle der (Einzel-)Persönlichkeit in der Geschichte ein, bevor er auf knapp zwölf Seiten einen Überblick über die Geschichte des Hauses Habsburg von dessen Anfängen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu geben versucht, der mit dem irreführenden Satz einsetzt: „Franz Joseph wurde 1848 bei seiner Geburt der Herrscher eines riesigen zentraleuropäischen Reiches.“ (S. 21) Die Notwendigkeit eines solchen einleitenden Überblicks mag aus der Sicht des englischsprachigen Lesers zwar außer Diskussion stehen, die Knappheit der Ausführungen birgt aber die Gefahr von Verkürzungen und Ungenauigkeiten, der der Verfasser nicht immer entgeht: So erließ

Karl VI. die „Pragmatische Sanktion“ nicht – wie Beller behauptet – für seine Tochter Maria Theresia; zur Zeit der Verhandlungen über die „Pragmatische Sanktion“ wußte er noch gar nicht, daß ihm ein männlicher Erbe geboren würde, der allerdings das Kleinkindalter nicht überleben sollte, ebensowenig daß dann mehrere Töchter folgen würden, deren Erstgeborene die festgelegte Erbfolge antreten könnte. Die Schulreformen Maria Theresias werden mit dem Satz charakterisiert: „Die Rückständigkeit der von den Jesuiten getragenen Erziehung wurde in den habsburgischen Kernlanden durch eine weitreichende Enteignung religiöser Institutionen und die Übergabe der Erziehungsaufgaben an ‚nützlichere‘ Träger wie Schulen oder den Säkularklerus teilweise beseitigt,“ (S. 25) was ein verkürztes Bild dieser Reformen vermittelt. Die Versuche Josephs II., einen „modernen“ zentralen Verwaltungsstaat zu schaffen, schlugen keineswegs zur Gänze fehl. Seine Versuche zur Vereinheitlichung und zum Ausbau der Zentralgewalt wurden in der Folge nur partiell zurückgenommen oder abgemildert. Die in diesem Zusammenhang verwendete Bezeichnung „Heiliger Römischer Kaiser“ für den römisch-deutschen Kaiser ist – sofern sie nicht ironisch gemeint ist – nicht gerade glücklich gewählt. Dasselbe gilt für die Bezeichnung „Königreich zu St. Stephan“.

Das komplexe Gefüge des Vielvölkerstaates im Vormärz, die Verbindung der erwachenden liberalen Bewegungen mit den nationalen und die secessionistischen Tendenzen dieser

nationalen Bewegungen werden zunächst nicht diskutiert (diese Diskussion wird erst im folgenden Kapitel nachgereicht). Wenn man allerdings für diese Zeit das Kaiserreich Österreich mit dem Etikett „Völkerkerker“ versieht, wäre es doch angebracht, diesen Vorwurf ausführlicher zu begründen und entsprechend zu belegen.

Für die Lebenszeit Franz Josephs folgt die Darstellung der österreichischen Geschichte einer chronologischen Abfolge und wird in vier Phasen unterteilt („Absolutismus 1830–1859“, „Der Liberalismus 1859–1879“, „Die Phase des Fortwurstelns 1879–1897“, „Der alternde Franz Joseph 1897–1916“) und mit den jeweiligen Aktionen des Kaisers verknüpft.

Im „Absolutismus“-Kapitel behandelt Beller Franz Josephs Erziehung, charakterisiert die Politik des Vormärz mit ihrem Hauptproblem, dem notorischen Geldmangel des Staates, und vertieft das Problem des aufkommenden Nationalismus'. Der Verfasser geht dabei allerdings mit den Begriffen „deutsch“ und „Deutschland“ etwas unsensibel um und berücksichtigt zu wenig, daß die einzelnen, sich ihrer nationalen Eigenheiten besinnenden Völker jeweils in Gemengelage mit anderen Völkern lebten. Ein Abschnitt zu den revolutionären Ereignissen von 1848 und ihren Folgen beendet die Vorgeschichte der Regierungszeit Franz Josephs, der zunächst als gehorsamer Schüler Schwarzenbergs eingeführt wird, da er den Weg zur neoabsolutistischen Staatsform beschreitet. Auch hier sind wieder störende Ungenauigkeiten zu monieren:

So etwa behauptet Beller, in der Ära Bach habe man versucht, „ohne Geschichte“ auszukommen, wo doch gerade 1854 das Institut für Österreichische Geschichtsforschung gegründet wurde mit dem Ziel der Erforschung der „vaterländischen“ Geschichte und der Hebung des patriotischen Bewußtseins. Auch die Reformen von Gymnasium und Universität wurden nicht erst im Neoabsolutismus von Leo Gf. Thun in Angriff genommen, sondern seit den 1840er Jahren intensiver diskutiert und ab April 1848 durchgeführt; die Kontinuität war v. a. in der Person Franz Exners gegeben. Bei der Berufung von Professoren aus dem deutschsprachigen Raum achtete man weniger auf die Konfession als auf die Qualifikation, wie im Falle des preußischen Protestanten Hermann Bonitz, der wesentlich an der Gymnasialreform beteiligt war, oder des Staatswissenschaftlers Lorenz v. Stein.

Bei der Lektüre der Biographie drängt sich insgesamt der Eindruck auf, daß die Darstellung zu sehr auf individuelle Entscheidungen Franz Josephs konzentriert ist. Ohne Braudels Modell überstrapazieren zu wollen, wäre es doch wünschenswert gewesen, daß neben diesen *événements* die Strukturen langer Dauer und mittelfristig wirksame Entwicklungen stärkere Berücksichtigung gefunden hätten. Neben dieser Bevorzugung einer „individualistischen“ Geschichtsbeurteilung finden sich auch eigenartig verschlungene, zum Teil in sich widersprüchliche Argumentationsmuster: Zuerst werden im Sinne der Konjekturalgeschichte die Möglichkeiten

ausgemalt, die Österreich gehabt hätte, die aber der Kaiser als Letztverantwortlicher und oberster Entscheidungsträger nicht wahrnahm. Erst dann werden die der Umsetzung dieser Möglichkeiten entgegenstehenden Faktoren aufgeführt, um schließlich doch wieder zu dem Schluß zu kommen, daß Franz Joseph versagt habe: „So unwahrscheinlich dies heute auch erscheint: Österreich hatte in den frühen 1860er Jahren die Chance, im reformierten und liberalen Deutschland die Führung zu übernehmen [...] Wenn Österreich gewollt und sich den Mantel eines liberalen deutschen Führungsstaates umgehängt hätte [...]“ Erst nach diesem Szenario wird ausgeführt, daß diesem Vorhaben Preußen, die Tschechen und Ungarn entgegengestanden hätten, um schließlich beim Kaiser zu landen: „Tatsache ist, daß sich Franz Joseph niemals mit dem Konstitutionalismus angefreundet hätte, wenn er nicht dazu gezwungen worden wäre. Zu Beginn des Jahres 1864 verurteilte er Schmerlings Lob für den Konstitutionalismus auf das schärfste, obwohl der konstitutionelle Status der Monarchie für die mittleren, deutschen Staaten besonders attraktiv war.“ (S. 77 f.); oder: Ein Abschnitt beginnt mit der Aussage: Die schleichende Ausbreitung der Nationalismen und die Aufsplitterung der habsburgischen Zentralbürokratie hätten verhindert werden können, wäre die Habsburgermonarchie nach föderalistischen Prinzipien reformiert worden, und endet mit: „Föderalistische Dezentralisierungen von Großreichen zeitigten sehr unterschiedliche Konsequenzen, und es ist angesichts

der Dramatik der nationalen Rivalitäten fraglich, ob der Föderalismus funktioniert hätte. Vorstellbar ist es jedenfalls.“ (S. 159) Dann träumt Beller weiter von einer solchen föderalen Monarchie, die „ein beinahe unwiderstehlicher Anziehungspunkt“ für die auf dem Balkan entstehenden Staaten gewesen wäre, „so wie es die europäische Union für die gegenwärtigen zentral- und osteuropäischen Staaten ist.“ (S. 159) Die zunächst in den Raum gestellte Hypothese, die Monarchie wäre damit eine „europäische Notwendigkeit“ und eine Großmacht auf der europäischen Bühne geworden, wird unmittelbar darauf wieder zurückgenommen mit dem Hinweis, es handle sich um bloße Spekulation und sei daher müßig, da sie die Fakten ignoriere, um dann jedoch die Verantwortung auf den Kaiser abzuwälzen: „Hätte es jedoch einen Herrscher mit einem ausgeprägten Willen und ausreichendem politischen Fingerspitzengefühl gegeben, wäre der Föderalismus auch keine außergewöhnlichere Maßnahme gewesen als das allgemeine Wahlrecht.“ (S. 160).

Die Identitätsprobleme der westlichen Reichshälfte nach dem Ausgleich werden ebenfalls nur verkürzt behandelt: Ungarn hatte bereits das ganze Jahrhundert hindurch seine Magyarisierungspolitik auf Kosten der anderen im Königreich lebenden Nationalitäten betrieben, während sich in der westlichen Reichshälfte die einzelnen nationalen Bewegungen formierten – wo hätte hier noch „nationaler Egoismus“ herkommen sollen? Im „Liberalismus“-Kapitel hätte Beller durchaus

darauf hinweisen können, daß Franz Joseph auch das Gemeindegesetz, die Staatsgrundgesetze, das Staat-Kirche-Gesetz, das für seine Zeit sehr moderne Reichsvolksschulgesetz usw. unterschrieben und auch die Minister ernannt hatte, die diese Reformen auf den Weg brachten. Wenn dieser Abschnitt mit „Sehr zu seinem Leidwesen mußte Franz Joseph [...]“ (S. 92) eingeleitet wird, so hätte man diese Einschätzung doch gern mit dem Verweis auf ein entsprechendes „Ego-Dokument“ des Kaisers belegt. Daß Franz Joseph Ende der 1870er Jahre im Gefolge der Bosnienkrise zerstört habe, „was als unzerstörbare deutschliberale Hegemonie in Cisleithanien gegolten hatte“ (S. 101), scheint doch überzogen, v. a. was die Einschätzung der deutschliberalen Hegemonie zu dieser Zeit betrifft.

Je weiter man in der Lektüre fort-schreitet, umso störender wirken die immer wiederkehrenden Seitenhiebe gegen Franz Joseph, die nicht selten auf einer stark zusammengefaßten bzw. zu wenig differenzierten Sicht der Dinge beruhen. Ein Beispiel: „Doch die Beziehungen zwischen dem Belvedere und Schönbrunn waren niemals warmherzig, vor allem aufgrund von Franz Ferdinands Hochzeit mit Sophie Chotek, einer einfachen Adeligen, die aus diesem Grund für die Rolle einer Kaiserin nicht in Frage kam. Franz Joseph erlaubte die morganatische Ehe erst, nachdem Franz Ferdinand auf alle Thronrechte für seine aus dieser Ehe stammenden Kinder verzichtet hatte.“ (S. 162) Dies klingt so, als ob Franz Joseph ausschließlich eine morganatische Ehe

erlaubt hätte und auch diese nur, wenn der Thronverzicht der Kinder aus dieser Ehe vorher gewährleistet gewesen wäre. Es wird nicht erwähnt, daß es sich bei der geplanten Heirat des Thronfolgers um eine staatsrechtlich höchst brisante Angelegenheit gehandelt hatte. Hierzu wurden die Stellungnahmen der bedeutendsten Juristen eingeholt, da man verhindern wollte, daß aufgrund formaljuridischer Fehler die geplante Thronfolge Franz Ferdinand streitig gemacht werden könnte. Beller geht nicht darauf ein, daß Franz Ferdinand selbst nur eine morganatische Ehe anstrebte, wohl wissend, daß einer morganatischen Ehe entstammende Kinder vorderhand nicht thronfolgeberechtigt waren. Und ob Franz Ferdinand bei seiner Persönlichkeitsstruktur wirklich eine „gemäßigtere Politik“ (S. 176) verfolgt hätte, erscheint mehr als fraglich.

Eine drastische Aussage wie „Der ‚Friedenskaiser‘ war dabei, einen Weltkrieg zu entfachen“, die zwar, in bewährter Manier, im nächsten Kapitel zuerst relativiert und dann doch wieder bekräftigt wird („Zweifelloos waren am 28. Juli 1914 viele Kräfte daran beteiligt, daß die Kriegserklärung zustandekam, doch der Mann, der sie letztlich unterschrieb, war Franz Joseph.“ [S. 179]), lassen Zweifel aufkommen, ob z. B. die Arbeiten Eckart Kehrs und Fritz Fischers rezipiert wurden, auch wenn eine davon im Literaturverzeichnis aufscheint. Personale Schuldzuweisungen wie: „Franz Josephs Bestehen auf dem ‚dynastischen Prinzip‘ war ein entscheidender Faktor, daß zwischen den Na-

tionalitäten so böses Blut entstand und kaum jemand eine Form von ‚Donaukonföderation‘ anstrebte. So gesehen machte Franz Joseph indirekt auch jeden ernsthaften Versuch unmöglich, in der Zwischenkriegszeit ein ‚gemeinsam‘ denkendes und handelndes Zentraleuropa zu schaffen.“ (S. 192) sollten angesichts der Komplexität der historischen Situation wohl überdacht und diskutiert werden. Das Einbeziehen von Heinrich Friedjungs biographischer Skizze über Franz Joseph auf der Grundlage zahlreicher Interviews mit prominenten Zeitzeugen hätte manche Gewichtung im Urteil verändern können.

Man kann sich beim Lesen dieses Buches des Verdachts nicht erwehren, daß sich der von Beller zitierte Ausspruch von Karl Marx: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken [...]“ für den Verfasser klammheimlich in: „Franz Joseph machte seine eigene Geschichte und er machte sie allein aus freien Stücken [...]“ verwandelt. Die interessante und anspruchsvolle Vorgabe für seine politische Biographie, Möglichkeiten und Grenzen der individuellen Macht des Kaisers auszuloten, konnte Beller nicht überzeugend umsetzen. Abschließend bleibt die Frage, ob sich ein Biograph mit einem Menschen befassen sollte, der für ihn eine so geringe Herausforderung darstellt.

*Margret Friedrich*

---

Petra Streng/Gunter Bakay, *Bauernerotik in den Alpen. Das Liebesleben der Tiroler vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert.*

*Innsbruck: Edition Löwenzahn, 1997; 202 Seiten.*

Oder: eine Tiroler Version von Woody Allens Aufklärungsklamotte „Was sie schon immer über Sex wissen wollten“.

Petra Streng und Gunter Bakay verfolgen mit ihrem Büchlein vor allem ein Ziel: Sie machen sich auf, das Bild vom „prüden, gottesfürchtigen Älpler“ als Klischee konservativer Geister zu entblößen. Die Tiroler seien – anders als ihr Ruf besagt – durchaus ein „liebeshastig Völkchen“, und das schon seit „Ötzi Zeiten“. Gerade die jungen und ledigen Tiroler hätten entgegen gängiger Forschungsmeinungen nie ein Leben in Keuschheit gefristet. Auch mit der so viel beschworenen Frömmigkeit der Tiroler sei es – so ein weiteres Aufklärungsziel der Autoren – nicht weit her gewesen. Und so erfreuen sich die beiden an der Erkenntnis, daß der Tiroler schon immer ganz normal gewesen sei. Streng und Bakay lassen sich bei ihrem Spaziergang an die Stätten der Liebe von der Lust an der vermeintlichen Enthüllung leiten. Eine Lust aber, die der Erkenntnis im Folgenden leider immer wieder im Wege steht.

Die beiden Autoren beginnen ihren „erotischen Streifzug“ auf der Alm, genauer auf der Galtalm, dem Ort berauschender Hirtenromantik. Sie führen dann ihre Leser auf die Sennalm zur schönen und vermeintlich stets verfügbaren Sennerin. Denn für Streng und Bakay steht eines fest: Auf der Alm da